

Oesterreich im Jahre 1835, und die Zeichen der Zeit in Deutschland. Von Groß-Hoffinger. — Stuttgart, Rieger. 1836. 8.

Wenn mir jetzt Jemand sein politisches Glaubensbekenntniß ablegt, Etwas, das in der heutigen Welt von anderer Bedeutung ist, als in den gewöhnlichen historischen Conjunctionen, so habe ich die Mode, ihm prüfend in das Gesicht zu sehen und ihn auf's Gewissen zu fragen: ob er's ehrlich meine? Man kann Absoluter, man kann Liberaler seyn, man kann zum juste-milieu gehören; es kommt Alles darauf an, ob man das, was man ist, aus innerster Seele, aus bester subjectiver Ueberzeugung, kurz, ob man ein politischer Ehrenmann ist. Ein religiöses, oder, was ziemlich das nämliche sagt: ein politisches System aber wider inneres Gefühl, wider innere Neigung herlügen, um persönliche, um weltliche Zwecke dadurch zu erreichen, scheint mir eine große Unwürdigkeit; *Corruptio optimi pessima*, fällt mir dabei immer ein. Nichts in der Welt ist mir so verhaßt, als politische oder religiöse Mantelträgerei; ist's ein Fuchsgezicht, so steckt's lieber gleich deutlich hervor; man weiß dann doch, woran man ist.

Wir erzeigen Herrn Groß-Hoffinger, welcher sich im vorliegenden Werke als mäßiger Absolutist und besonnener Conservativer darstellt, die Ehre, zu glauben, daß er im obigen Sinne ein „politischer Ehrenmann“ — und daß es ihm also mit seinem Absolutismus und Conservatism subjectiver Ernst sey. Sein Buch, um dasselbe von vorn herein zu charakterisiren, ist das Vorgeben einer Reisebeschreibung durch Böhmen und Oesterreich, mit dem Hauptzwecke, das politische und administrative System des Fürsten von Metternich, unter dem Gesichtspuncte jener beiden Tendenzen — nicht zu vertheidigen, dessen bedarf's wohl kaum mehr, sondern — in das verdiente zeitgemäße Licht zu stellen. Referent genießt zwar nicht des Glückes der persönlichen Bekanntschaft dieses erhabenen Staatsmannes, hat aber durch einen beobachtungsfähigen Freund, dem diese Zeilen, trotz seiner jetzigen weiten Entfernung, wohl auch zu Gesicht kommen, und der den Fürsten in Teplitz länger, und namentlich auch dem ehrwürdigen

Könige von Preußen gegenüber, zu sehen Gelegenheit gehabt hat, eine so hohe Idee von ihm erhalten, daß er unseres Verfassers Enthusiasmus ganz natürlich findet und fest an die Aufrichtigkeit desselben glaubt. Abgesehen aber auch von dieser speciellen Beziehung, so sind doch die Principien, welche sich im Verwaltungssysteme des Fürsten veroffenbaren und deren Hervorhebung eben unsern Verfasser beschäftigt, zu vernunftgemäß, um ihnen ein Wort der Anerkennung zu versagen. Ich, für meine Person, nehme gar keinen Anstand, auf diese Veranlassung, hier wiederholentlich öffentlich einzugestehen, daß ich denselben Principien, wenn auch nicht aus innerster Seele, doch aus innerster Ueberzeugung von ihrer vollkommensten Unentbehrlichkeit für die wirkliche Welt hulbige. Ein Gefühl von Independenz widerseht sich in meiner Brust zuweilen dem Verlangen des Absolutismus, aber das Nachdenken über die Gebrechen der moralischen Welt, und die Ehrfurcht vor den Wohlthaten der bürgerlichen Ordnung, welche gleichwohl schlechterdings auf keine andere Weise erhalten werden kann, zwingt mich allemal wieder zur Resignation des Bekenntnisses, daß unter allen Uebeln der aus lauter Uebeln zusammengesetzten socialen Unvollkommenheits-Erdenswelt, in der wir leben, bescheidener Absolutismus und Conservatism noch die mäßigsten Uebel sind, und daß daher schon ein bloßer vernünftiger Eigennuß unabweisbar verlangt, einer auf diesen unverrückbaren Basen gegründeten Administration den Vorzug vor allen übrigen zu geben. Das ist deutsch, meine Herren! und nun zeihet mich wieder des Servilismus.

Wenn ich aber solchergestalt den Tendenzen der Schrift des Herrn Groß-Hoffinger an und für sich vollkommen beipflichte, so kann ich andererseits nimmermehr seine geharnischten Ausfälle gegen diejenigen billigen, die anders denken, anders schreiben, oder sich auch gegen seine Ansicht und Auffassung selbst erhoben haben. Gewisse politische Bilderstürmer darf man schon gewähren lassen: das junge Deutschland wird das alte nimmermehr reformiren; und in der Regel verwandeln sich die jungen Liberalen, wenn sie zu Verstande kommen, von selbst in Conservative, ja wohl gar in alte Despoten.

*Aetatis cujusque notandi sunt tibi mores!*

heißt es da zunächst, wenn auch die aetas hier nur im moralischen Sinne gemeint seyn sollte, oder man lieber mit Boileau sagen wollte: *Chaque age a ses plaisirs, sa raison et ses moeurs*. Der Verf. schadet seiner Sache, indem er sie mit einer Heftigkeit vertheidigt, die fast den Verdacht eines noch andern Interesse's, als des rein objectiven erregt; und indem wir, die wir ihn ganz zu verstehen glauben, sehr freundlich von ihm scheiden, empfehlen wir ihm seinerseits die Uebung gleicher Freundlichkeit gegen diejenigen, von denen er sich eben so ganz oder theilweis unbegriffen wähnt.

Das Haus Nowlan, oder: Hang und Geschick.

Ein Irländisches Familiengemälde von J. Banim. Aus dem Englischen. — Leipzig, Brockhaus. 1835. 2 Bände. 8.

Irische Zustände, — dieß wird der interessanteste Gesichtspunkt seyn, unter dem wir den vorliegenden Roman in die Lesewelt einführen können. Irland, die vernachlässigte Stieftochter der unzüchtlichen, kalt-stolzen großbritannischen Stiefmutter, wird — wir prophezeihen es — in dem europäischen Revolutions-Drama, welches nun schon seit einigen vierzig Jahren spielt, bald genug eine Hauptrolle einnehmen; und also erscheint Alles, was darauf hindeutet, was die nahende Katastrophe ankündigt, vorzeichnet, erklärt, bedeutsam. Der Verf. läßt uns aber recht tief in das ganze Detail irischen Familienlebens und seines allseitigen Bezuges zu den bürgerlichen und politischen Verhältnissen des unglücklichen Landes schauen, und zeigt in den Einzelszenen seines Romans auf das grellste, wie soldatische und hierarchische Unterdrückung, ein verruchtes Auktions- und ein noch verruchteres Pachtsystem, und, in höchster Potenz endlich, das Gift des Whisky, als die letzte Ressource der Verzweiflung, die Iren nothwendig nicht nur an den Bettelstab, sondern in das tiefste moralische Verderben führen müsse. Dasselbe irische Gemälde, welches der berühmte Verfasser der „Briefe eines Verstorbenen“ neulich itinerarisch entworfen hat, wird uns hier mit den Pinselstrichen des Romanes vorgeführt, nur daß es der Details der empörendsten gemeinsten Wahrheit im vorliegenden Werke noch mehr giebt.

Denn unser Roman bewegt sich nicht etwa in den höheren socialen Regionen, sondern sucht das Elend in der niedrigsten, schmutzigsten Hütte, den Graus tiefer sittlicher Entwürdigung in der elendesten Kneipe auf, und stellt dieß Alles so nackt, so bloß, so kraß, so grimmig hin, als wenn Höllen-Brueghel die Situationen erfunden, die Far-

ben gemischt und den Pinsel geführt hätte. Im zweiten Bande kommt unter anderm eine Ermordungsscene eines Betrunknen durch ein altes Weib und ihren Sohn vor, wo dem schlafenden, schnarchenden Schlachtopfer die Kehle abgeschnitten, sein Blut in einen alten Napf aufgefangen, dann das Bettlaken gewaschen wird u. s. w., indeß ein junges Mädchen den Vorgang aus einer benachbarten Kammer durch eine Bretspalte belauscht; — die Haut hat mir dabei gegraust. Ein Recensent, und namentlich ein Recensent wie ich, der so manches Buch unter die Hände bekommt, sollte dergleichen Schilderungen nun freilich ohne so viel subjectiven Ernst zu lesen verstehen; allein ich kann's, halt, einmal nicht und trage den Eindruck solcher Gräuelszenen um so länger in meiner unglücklichen Recensenten-Seele umher, je wahrer die Schilderung gewesen ist. Den Eindruck des „cachet rouge,“ welches wohl die meisten meiner Leser kennen, kann ich z. B. jetzt, nach Monaten, noch nicht wieder los werden; und mit der eben geschilderten Blutscene in ihrer furchtbaren Natürlichkeit wird mir's auch wohl nicht besser gehen. Mit dieser Versicherung habe ich aber zugleich eine Art von Lob des Buches ausgesprochen: Wahrheit, Natur der Situationen; ohne diese Bedingungen wäre mein Gemüth gewiß nicht so ergriffen worden: dazu hat ein alter Recensent, auch vom weichsten Herzen, denn doch zu viel Tact. Und so mag der Roman denn schließlich hingehen und sich in der Wahrheit und Natürlichkeit seiner Schilderung „Irischer Zustände“ Leser suchen. Er wird sie finden.

Dr. Nürnbergger.

Gedichte von Ludwig Beckstein. Frankfurt am M., Druck und Verlag von J. D. Sauerländer. 1836.

Will der Kritiker über einen Dichter nicht in's Blaue hinein aburtheilen, so ist nicht nur eine verständige Lesung von nöthen, sondern auch ein reges Schöngemüth und ein schulfreies, vorurtheilloses Hineindenken in des Dichters Gemüths- und Phantasiewelt unerlässlich. In keiner Gestaltung der Poesie giebt der Dichter ein so treues, ungeheuchteltes Charakterbild seiner selbst als in der Lieberdichtung, welche die feinsten Miniaturgemälde vom Leben und die frischesten Genrebilder und Naturtöne des Dichters giebt. Aus den zerstreuten Bildchen und Einzelausagen das Ideen- und Tonganze und zugleich das dichterische Charakterbild zu erfassen, ist unsere kritische Aufgabe.

Man kennt anjehzt eine Legion Poeten, die von der Sündfluth ihres Versmeeres gedrängt, ihre Wasserlinsen dem Publikum aufdrängen. Das sind leider lauter Tra-

banten, die nicht einmal den bloßen Kreislauf um die Sonne der Poesie, sondern den einfältigen Gang der Monotonie selbst nur um einen angebeteten Fixstern machen. Man lese nur eine Strophe, eine Zeile, und man hat ihren charakterlosen Charakter und Uniform. Sie haben kein Licht und laufen den Lichtern nach, um zu borgen und ein Dichterlichtlein zu spielen. Gehen sie nun vollends einem Irrlicht nach, so kommen die armen Männer immer in Haine, wo ihnen die Wölfe den Garauß machen.

Ganz anders verhält sich's mit unserm *Bechstein*. Er ist durch und durch Original und ist es selbst in den wenigen Anklängen, die kaum so zu nennen und nur etwa in Liedererschöpfungen seiner Frühperiode zu vernehmen sind. Er hat sich ganz aus sich selbst herausgebildet, und seine Erstlinge, die Sonettenkränze, tragen schon einen solchen Grad der Vollendung und frühen Meisterschaft, daß man hier den seltenen Fall findet, wie ein Natur-Genie ohne große Kunstpflege und ästhetisches Studium seine Natur-Producte zu Kunst-Producten erheben kann. Als lyrischer Dichter weniger in der idealen als in der Gemüthswelt heimisch, kann *Bechstein* nicht im ersten besten Gedichte vollständig erkannt und gefühlt werden, da er durchaus nichts mit den norddeutschen Affen der Süddeutschen und den französisch-deutschen Karrikatur-Liedermachern gemein hat. Während man eine *Gothe'sche* Bachstelze, einen *Uhland'schen* Knappen und eine *Heine'sche* Vogelscheuche gleich an der Kopie fremder Subjectivität bemerkt, ohne nur irgend Charakter zu sehen, liest man in *Bechstein's* Gedichten immer nur *Bechstein*, und das selbstständige, blühende und glühende Dichterreich tritt augenblicklich hervor. Da ist nichts Gemachtes, nichts Erzwungenes, nichts Dagerewesenes, und *Bechstein* wird uns immer lebenswürdiger, origineller und größer, je mehr wir uns, seiner Phantasie folgend und in seiner Gemüthswelt mitsühlend, in seine Dichtungen hineintesen.

Diese erste Sammlung von *Bechstein's* Gedichten giebt uns zugleich die erste Gelegenheit, eine tiefere kritische Verständigung mit seiner Poesie vorzunehmen. Abgesehen von den „Sonetten-Kränzen“, wo sich seine reiche und reife Subjectivität in der gemüthlichen Beschauung und Erhebung zuerst aufthat, haben wir seine Poesie meist in der Novelle und im Roman als ein Kind hoher Phantasie, gepaart mit tiefer Gemüthlichkeit, vorgefunden. All' diese Gemälde und Phantasiestücke sprechen für den glänzenden Vorzug *Bechstein's*, daß seine Phantasie den gehörigen Theil am Verstande hat und daß ihm das Denkvermögen den Sonnengeiger zur Bildschöpferin und Naturzeichnerin Phantasie giebt. In *Bechstein's* lyrischen Dichtungen führt

nun aber das Gemüth die poetische Hauptsprache, und die Gemüths-Poesie braucht keinen Erklärer; sie erklärt sich selbst klar genug und ist das eingeborene Kind aller Lyrik. *Bechstein* trennt daher, wie andere herzenstreue und naturwahre Lyriker, nie den Menschen vom Dichter, sondern öffnet die Brust und legt sie uns offen als ein lebendiges Buch dar, um darin die Herzensempfindungen und Seelenahnungen seines Dichterichs mitzutheilen, zugleich aber die Einzelbilder und Eindrücke der nächsten kleineren Welt verschönt wiederzugeben, denn die reine Gemüths-Poesie ist der Widerschein dämmernder Phantasieen, ist die stille Geisterweihnacht inmitten des Lebens, und das Lied ist ein sommerwarmes Lüftchen oder ein kurzer, schöner Regenbogen nach geistig-sinnlicher Aufregung. In der Lyrik zeigt sich die Phantasie allerdings als derselbe bunte Schmetterling wie z. B. in objectiver Poesie, im Epischen und Dramatischen; aber statt seine Flügel zu entfalten und vollständige Bilder aus der größeren Wesenheit heimzutragen, legt er hier seine Flügel ein und setzt sich im Grase, am Blumenstengel und auf der Blumendolde, am Schilf und am Baum nieder zu behaglicher Sömmerung, zur Erfrischung und Erholung nach Freud' und Leid und zu stiller sinniger Träumerei. Er erhebt sich dann in der Lyrik mit seinen Schwingen empor, wenn er, fern und frei von der Welt, in die Regionen des Unsichtbaren und Unbegreiflichen sich hinaufwagen will. Dieß ist das Factotum aller wahren und zumal der *Bechstein'schen* Lyrik.

Zu seinen Gedichten spricht unser Dichter einen meisterhaften Prolog, so volltönig und innig, wie ich noch keinen gelesen. Die erste Rubrik: „Bermischte Gedichte“, beginnt ein Gruß an die deutschen Dichter, nach einem *Uhland'schen* Thema recht brav durchsungen. Im folgenden Liede: *Ermutigung*, hat *B.* eine selten glücklich versuchte Liederweise glänzend durchgeführt. In *Edelstein und Perle* wird eine köstliche Allegorie gegeben, die in den beiden Schlußstrophen ihre Deutung findet. Das Gedicht durchweht ein wahrhaft orientalischer Poesiehauch. Meine Kirche von *Bechstein*, ist auch meine Kirche, und wir wollen uns beide trösten, spräche der Frömmeler: „Gott hat kein Theil an Euch!“ Der Abendstrahl auf Bergen ist gerade im Doppelsinn, den die letzte Zeile geben kann, sehr bedeutungsvoll. Das wunderschöne Lied: *Alter Mann*, wird jeden Empfänglichen rühren. Das *Matronenbild* in zwei Liedern, recht herzlich, namentlich das zweite. Die Witwe, mit der bitter süßen Ironie, beim seligen Manne für einen Engel gegolten zu haben, ihre Tage verträumend, ist sehr poetisch. Das stets Originelle von *Bechstein's* Ideen, das

richtige Finden und Auffassen dem Leben näher liegender und doch äußerst goldhaltiger Poesiestoffe bezeugt den wahren, sinnigen und tiefen Dichter, der nie, wie die geschulten Poeten, in's Blaue hinein dichtet. Von höchst origineller Auffassung zeugt auch „die junge Amme“, „das arme Kind“, der „Festkalender eines Unglücklichen“, „der Verdrüßliche“, das „Lied von dem, der wollte und nicht konnte“ (eine Idee, die Uhland im Unstern und Chamisso im Pech versifizirte, die aber nur Bechstein einzig gelungen ist). Kräftig, anmuthig und melodisch sind ferner: „Grablied“, „Ruhe“, „der Schiffer“, „Serenade“, „an Atra“, „Born der Lieder“ und „Dichter und Richter“. Hier oder nirgends kann man sagen: Gedichte sind Gesänge!

Unter den episch-lyrischen Dichtungen ist auch nicht eine, die mißlungen wäre. Nordische, urkräftige Mythen umrauschen uns und uralte morgenländische Märchen intoniren mit Glockenspiel. Dann tritt die jüngere Zeit mit ihren Wundergeschichten und Sagen und Seltsamkeiten hervor und respondirt in hundertfältigen Weisen. Ganz besonders auszuzeichnen sind: „Obin's Raben“, „der Noah Indiens“, „Lätitia“, „die Schlangen-Amme“, das „Lied vom alten Leipziger Studenten“, „des Städtchens Name“, „die Zigeuner“ und „die Grafen von Lara“. Die Sagen von Thüringens güldener Aue sind unübertrefflich bearbeitet. Ich nenne nur: „Waltmann von Sättelstädt“, „Margaretha“, „vom Hörseelberg“ und „die Mähr vom Lanhäuser“, die kostbare Kyffhäuserfage: „Das Brautpaar“, „vom Jungfernsprung bei Arnstadt“, „vom Hautsee bei Dönges“, „Joh. Hilten“, „das stille Lied bei Erfurt“, „das Leprosenhaus“ und „der Goldschacht zu Reichmannsdorf.“

Die letzten Gedichte sind Lieder voll Wälderfrische und gottvergnügter Wanderlust. „Wanderers Morgengruß“ klingt herrlicher als hundert Psalmen. Allerliebste göttliche Stückchen: das „Lied der Schildbürger“ und „Tagwächterlied“.

Friedr. Goldschmied.

Wegweiser durch Heidelberg, Mannheim und Schwetzingen. Mit dem Plane des Gartens in Schwetzingen und dem Grundriß von Mannheim. — Stuttgart, 1836, Franz Heinr. Köhler. 64 S. in 12.

Dieses Büchelchen macht das erste Bändchen einer „Taschen-Bibliothek für Reisende“ aus und enthält des Wissens-

werthen so viel, als in ein solches Colibri-Format zusammengebrängt werden kann, denn das Werkchen hat neben der Schnupftabackdose in der Westentasche des Reisenden einen überflüssigen Raum. Es besteht aus drei Abschnitten, der erste die Beschreibung Heidelbergs, der zweite Schwetzingens und der dritte Mannheims enthaltend. Eine kurze Vorgeschichte geht jedes Mal voraus. Seinen Namen soll Heidelberg von „Heidelbeer-Berg“ erhalten haben, was noch aus alten Stadtsiegeln und Fahnen ersichtlich. Die ersten Anfänge der Gründung reichen bis zu Karl dem Gr. hinauf. Die Zeiten der Reformation, des 30jährigen Krieges, der Kriege mit Ludwig XIV., berührten Heidelberg und brachten, theilweise, Plünderungen und Verheerungen über dasselbe. Es folgt sodann die Angabe der Merkwürdigkeiten der Stadt, eine Chronik der Universität und eine Beschreibung der dahingehörigen Institute, so wie eine geschichtliche Nachweisung über die so berühmte Schlossruine. Am Schlusse werden noch die besten Gasthöfe und der Abgang der Silwagen angezeigt.

Der Garten von Schwetzingen behauptet seinen Ruhm schon seit 100 Jahren und ist der beliebte Zielpunkt dortiger Reisender. Der beiliegende Plan giebt eine recht erfreuliche Vorstellung von dessen Anlagen.

Mannheim, obschon dessen bereits im 8ten Jahrhundert Erwähnung geschieht, wurde doch erst im 17ten zum Range einer Stadt erhoben. Es blühte schnell empor, litt aber furchtbar unter den Drangsalen des Krieges, und 1689 ward die ganze Stadt von den Franzosen der Erde gleich gemacht, in Folge des von Ludwig XIV. angeordneten Zerstörungssystems. Es erhob sich gleichwohl wieder aus seinen Trümmern, ward die Residenz der Kurfürsten von der Pfalz seit 1720, und das prachtvolle Schloß, die Jesuiten-Kirche, die Münze, alles imposante Gebäude, erstanden in dessen Mitte. Die Schauspielkunst schlug hier ihren Haupttempel auf und die bildenden Künste erblühten. Seit 1777 hörte es auf, Residenz zu seyn, denn an die Pfalz fiel Baiern als Erbe, und der Regent verlegte seinen Wohnsitz nach München. — Tammer und Roth kam über Mannheim bei dem Bombardement von 1795; es wurden damals 26,000 Kanonenkugeln, 700 Haubitzen und 1780 Bomben in selbiges geschleudert. 1803 wurde es an Baden überlassen und gilt für die zweite Residenz des Großherzogthums. Mannheim ist wohl die einzige Stadt, wo die Straßen nicht durch Namen, sondern nach dem Alphabet bezeichnet werden. So begreift die linke Seite der Stadt Lit. A bis K, die rechte L bis U; alles Außerhalbliegende heißt Lit. Z. Hier ist demnach keine unbekanntere Größe. Dieser kleine Wegweiser erzählt in der Kürze recht viel Interessantes und ist als portatifer Reisegefährte bestens zu empfehlen.

H. Herrmann.